Antiker aberglaube

Wilhelm Kroll

Antiker Aberglaube.

Von

Wilhelm Kroll,
Privatdozent an der Universität Breslau.



Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1897.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

In der Sammlung **„gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge"** ist erschienen:

Ueber Litterar-Historisches.

54 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf. = 27 Mark. Auch 24 Hefte und mehr dieser Kategorie nach Auswahl, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf.)

	ℳ
Boretius, Friedrich der Große in seinen Schriften. (114)	—.80
Conrad, Schillers Realismus. (N. F. 233)	1.—
Corrodi, Rob. Burns und Peter Hebel. Eine litterarhistorische Parallele. (182)	—.80
Devantier, Der Siegfriedmythus. (N. F. 190)	—.80
Dierks, Die schöne Litteratur der Spanier. (372)	—.75
— Poetische Turniere. (447)	—.60
Ebner, Vom deutschen Handwerk und seiner Poesie. (N. F. 227)	1.—
Ethé, Die höfische und romantische Poesie der Perser. (N. F. 31)	1.—
— Die mystische, didaktische und lyrische Poesie der Perser. (N. F. 53)	1.—
Eyssenhardt, Die Homerische Dichtung. (229)	—.75
Fester, Eine vergessene Geschichtsphilosophie. (N. F. 98)	—.80
Francke, Herder und das Weimarische Gymnasium. (N. F. 183)	—.80
Geiger, Die Satiriker des XVI. Jahrhunderts. (295)	—.75
Genée, Die englischen Mirakelspiele und Moralitäten als Vorläufer des englischen Dramas. (305)	—.60
Goetz, Die Nialssaga, ein Epos und das germanische Heidenthum in seinen Ausklängen im Norden. (459)	—.60
Hagen, Der Roman von König Apollonius von Tyrus in seinen verschiedenen Bearbeitungen. (303)	—.60
— Wesen und Bedeutung der Homerfrage. (N. F. 81)	—.80
Hagmann, Die englische Bühne zur Zeit der Königin Elisabeth. (N. F. 88)	—.80
Hauff, Shakespeares Hamlet. (N. F. 117)	1.—
Helbig, Die Sage vom „Ewigen Juden", ihre poetische Wandlung und Fortbildung. (196)	1.—
Hertz, Die Nibelungensage. (282)	—.75
Holle, Die Prometheussage mit besonderer Berücksichtigung ihrer Bearbeitung durch Aeschylos. (321)	—.60
v. Holtzendorff, Englands Presse (95)	—.60
Jordan, Goethe — und noch immer kein Ende. (N. F. 52)	1 —
Koch, Gottsched und die Reform der deutschen Litteratur im achtzehnten Jahrhundert. (N. F. 21)	—.60
Liebrecht, Schillers Verhältniß zu Kants ethischer Weltansicht. (N. F. 79)	—.80
Maas, Das deutsche Märchen. (N. F. 24)	—.80
Mannhardt, Klytia. (239)	1.—
Martin, Goethe in Straßburg. (135)	—.60
Marx, Die dichterische Entwickelung Shakespeares. (N. F. 211)	—.60
Meyer, J. B., Goethe und seine italienische Reise. (N. F. 22)	1.—
Morf, Aus der Geschichte des französischen Dramas. (N. F. 45)	—.80
Müller, Die Entstehung der römischen Kunst-Dichtung. (N. F. 92)	1.—
Neißner, Horaz, Persius, Juvenal: die Hauptvertreter der römischen Satire. (445)	—.80
Neményi, Journale und Journalisten der französischen Revolutionszeit. (340/341)	1.20
Nover, Wilhelm Tell in Poesie und Wirklichkeit. Eine poetische Wanderung durch Tells-Erinnerungen. (N. F 25)	—.80
— Richard Wagner und die deutsche Sage. (N. F. 68)	—.80
— Die Thiersage. (N. F. 164)	1.—
Remy, Goethes Erscheinen in Weimar. (265)	—.60
Ribbeck, Sophokles und seine Tragödien 2. Auflage (83)	—.60
Rinn, Schleiermacher und seine romantischen Freunde (N. F. 111)	—.60
Roesch, Der Dichter Horatius und seine Zeit. (463)	—.80
Sarrazin, Das französische Drama in unserem Jahrhundert. (429)	—.80
Schmidt, Schiller und Rousseau. (256)	1.—
— Byron im Lichte unserer Zeit. (N. F. 51)	—.60

Forts. siehe ausführliches Inhaltsverzeichniß, in jeder Buchhandlung zu haben.

Antiker Aberglaube.

Von

Wilhelm Kroll,
Privatdozent an der Universität Breslau.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchdruckerei.
1897.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

I.

Wer es unternimmt, über Aberglauben zu schreiben, der muß sich von vornherein darüber klar sein, daß die Grenzlinie zwischen dem Gebiete des Aberglaubens einerseits, dem des Glaubens und der Religion andererseits fast nirgends deutlich markirt ist; ob man eine Anschauung, einen Brauch dem Aberglauben oder der Religion zuweist, wird meist nicht durch theoretische Erwägungen, sondern nur durch äußere Rücksichten zu entscheiden sein. Um sofort ein konkretes Beispiel anzuführen: wenn die Priesterinnen bei der feierlichen Verfluchung des Alkibiades rothe Tücher schwenken, so wird man das als einen Bestandtheil des staatlich anerkannten Rituals unter der Rubrik Religion aufführen; wenn aber der Bauer beim Nahen eines Hagelwetters seine Mühle mit einem rothen Tuche bedeckt, so rechnet man das zum Aberglauben. Und doch liegt in beiden Fällen dieselbe Anschauung zu Grunde: die mächtigen Geister sollen durch den Anblick der Farbe des Blutes günstig gestimmt werden. Wenn italienische Bauern bei anhaltender Dürre und Hitze das Bild ihres Ortsheiligen ausziehen und in die Sonne stellen, damit er im eigenen Interesse Regen schickt, so ist dieser Brauch sowohl mit der Religion, als auch mit dem Aberglauben eng verknüpft, und nur die Nothwendigkeit, ihn irgendwo einzuordnen, wird uns veranlassen, ihn der einen oder anderen Kategorie zuzuweisen. Dennoch müssen wir versuchen, uns darüber klar zu werden, was wir gewöhnlich unter Aberglauben

verstehen. Der Begriff des Aberglaubens, in dem bereits ein Tadel liegt — man vergleiche Aberwitz —, kann sich erst dann bilden, wenn gewisse Glaubensanschauungen als unberechtigt und verächtlich zu gelten beginnen, also wenn in der Denkweise eines Volkes ein Fortschritt eintritt, durch den früher gültige Ansichten als veraltet erscheinen. Solange Jedermann daran glaubt, daß die Krankheiten durch böse Geister verursacht werden, wird Niemand etwas dagegen sagen, daß man sie durch schmeichelnde oder drohende Sprüche zu besprechen sucht; sobald man von diesen Geistern nichts mehr wissen will, sondern die Krankheiten auf natürliche Weise zu erklären sucht, wird man den Glauben Derer, die immer noch an den alten Besprechungsformeln festhalten, als Aberglauben brandmarken. Also ist Aberglauben eine verächtliche Bezeichnung für Reste einer überwundenen Weltanschauung. Dabei ist es ganz gleichgültig, ob der Abergläubische selbst noch diese Weltanschauung hat oder ob er nur an dem einzelnen Brauch festhält, ohne seinen wahren Grund zu kennen. Wenn man den norddeutschen Bauer fragt, wieso das Schießen in die Zweige der Obstbäume während der Neujahrsnacht einen reichen Ertrag gewährleisten soll, so wird man meistens die Antwort erhalten, sein Vater habe es so gemacht und deshalb mache er es auch so; von den bösen Geistern, die um die Zeit der Sonnenwende, in den Zwölften, ihr Unwesen treiben, wird er selten noch etwas wissen. Aber unsere Definition bedarf einer Einschränkung: nicht alle Reste einer überholten Weltanschauung sind Aberglauben. Wenn Jemand noch heute daran glaubt, daß die Sonne und die Planeten sich um die Erde drehen, so kann man das nicht Aberglauben nennen; und zwar deshalb nicht, weil es ein theoretischer Glaube ist, der zu keinen praktischen Konsequenzen führt, während jeder echte Aberglaube sofort auf die Praxis einwirkt und gewisse Gebräuche hervorruft.

Wenn wir nach diesen Vorbemerkungen näher auf unser Thema, den antiken Volksglauben, eingehen wollen, so hätten wir zunächst über unsere Quellen für dessen Kenntniß zu sprechen. Aber da die gesamte antike Litteratur und die anderen Ueberreste des Alterthums eine mehr oder minder reichhaltige Quelle für den Volksglauben sind, so sei hier nur ein Punkt hervorgehoben, der bei jeder volkskundlichen Forschung betont werden muß. Das Alter eines Glaubens steht in keinem Zusammenhang mit der Zeit, in welcher er uns zum ersten Male entgegentritt. Gerade unsere älteste Quelle, die homerischen Gedichte, liefert ein sehr spärliches Material, weil sie Anschauungen, die in ihren Gesichtskreis nicht passen, vornehm ignorirt; und gerade ganz späte Schriftsteller, z. B. der um 400 n. Chr. schreibende Marcellus von Bordeaux, haben uns eine Fülle uralter Bräuche aufbewahrt. Es liegt zum Theil an dieser Thatsache, daß die Alterthumsforschung sich lange über die Bedeutung des Aberglaubens getäuscht hat. Weil er bei den „klassischen" Autoren keine sehr große Rolle spielt, weil die Welt der Aphrodite des Praxiteles und die Welt des Aberglaubens himmelweit voneinander verschieden zu sein schienen, hat man ihn wohl auf gewisse Zeiten und einige engbegrenzte Kreise beschränkt geglaubt, indem man vergaß, daß die Hauptträger der religiösen wie der sprachlichen Entwickelung die großen Massen sind, welche freilich in der kunstmäßigen Litteratur sehr zurücktreten. Ferner muß darauf hingewiesen werden, daß unsere Ueberlieferung nähere Angaben über die Herkunft eines Brauches, ja sogar eine reinliche Scheidung zwischen griechischem und italischem Glauben nur selten zuläßt; die lateinischen Schriftsteller, z. B. Plinius in seiner Naturgeschichte, fußen fast durchweg auf griechischen Quellen und geben nur selten ausdrücklich an, daß eine Sitte in Italien zu Hause ist.

Zur Erklärung einzelner Bräuche werden wir bisweilen die

Sitten der sogenannten Naturvölker heranziehen. Daß dieses Verfahren, wenn es mit Vorsicht gehandhabt wird, durchaus berechtigt ist, wird heute kein Kenner mehr bezweifeln. Seit das Gesetz der Entwickelung unsere historische Auffassung beherrscht, ist es immer klarer geworden, daß alle Völker wesentlich dieselben Stufen durchlaufen haben; der Deutsche und der Grieche ist einmal ebenso „wild“ gewesen wie der Hottentotte oder der Papua, auf den er heute mit Mitleid herabsieht; und noch mehr, er hat aus dieser kulturlosen Zeit Ueberbleibsel gerettet, welche man mit den Bräuchen der Wilden unmittelbar vergleichen kann. Für unsere Waldteufel, mit deren Gebrumm wir als Kinder in der Weihnachtszeit unsere Mitmenschen gequält haben, giebt es keine bessere Analogie als das Schwirrholz, mit dem manche wilden Völker lästigen Geisterbesuch fernzuhalten suchen. Das Verdienst, diesen Gesichtspunkt nachdrücklich hervorgehoben zu haben, gebührt den Engländern; sie haben nicht nur infolge ihrer überseeischen Beziehungen das ethnologische Material in reichstem Maße geliefert erhalten, sondern es auch geschickt verwerthet. Wenn man bedenkt, daß schon das indogermanische Urvolk, aus dem Griechen, Römer und die anderen arischen Völker sich erst entwickelt haben, weit über dem Niveau der niederen Naturvölker stand, so erkennt man, einen wie fernen Ausblick uns die Betrachtung des Aberglaubens gestattet; sie liefert neben der prähistorischen Forschung einen wichtigen Beweis für die im wesentlichen gleichmäßige Entwickelung aller menschlichen Rassen.

Das läßt sich nicht bloß durch allgemeine Erwägungen wahrscheinlich machen, sondern es finden sich Anhaltspunkte, die uns eine gewisse Datirung mancher Bräuche ermöglichen. Bekanntlich hat das Eisen erst verhältnißmäßig spät, in der griechischen Welt etwa um das Jahr 1000 v. Chr., Eingang gefunden und die ältere Bronce bald ziemlich verdrängt. Da

wir nun in vielen Fällen die Vorschrift finden, kein Eisen oder überhaupt kein Metallwerkzeug anzuwenden, so kann es kaum zweifelhaft sein, daß hier Ueberbleibsel aus der Zeit der Bronce oder noch älterer vorliegen: man hielt die Verwendung der älteren Werkzeuge instinktiv für wesentlich, obwohl sie in Wahrheit ganz nebensächlich war. Gegen Hautkrankheiten wendet man den Saft des Sauerampfers an, muß aber die Pflanze zerstampfen, ohne Eisen anzuwenden. Milzleiden heilte die Attichwurzel, wenn man sie weder beim Ausgraben, noch später mit Eisen berührte und auch beim Genießen des aus ihr bereiteten Trankes kein Eisen bei sich trug. Oft wird positiv angegeben, was für Geräthe man brauchen soll. Der römische Flamen Dialis, an dessen Person sich viele uralte Gebräuche knüpfen, läßt sich den Bart mit einem kupfernen Messer scheren. Die Wurzel des Alant, welche vor Blutsturz schützt, soll man mit einem Elfenbein- oder Knochenmesser schaben. Die Schilfrohrwurzel, mit deren Hülfe man eingetretene Dornen entfernte, mußte in einem steinernen Mörser zerstampft werden. Leberleiden bekämpfte man, indem man sich die Leber einer großen Eidechse umband; sie mußte ihr mit einem spitzen Stück Rohr ausgeschnitten werden. Mit diesen Vorschriften verträgt es sich sehr gut, daß Eisen die Kraft haben soll, böse Geister abzuwehren und Zauber zu brechen; dem Menschen imponirte sein neues Hülfsmittel in so hohem Grade, daß er in ihm einen zuverlässigen Schutz gegen die finsteren Mächte gefunden zu haben glaubte. Einen eisernen Ring trägt in Rom die Braut und der Triumphator, welche beide dem Neide besonders ausgesetzt sind, und in vielen Fällen der Zauberer. Will man alles Ungeziefer auf eine Stelle bannen, so stellt man eine Wanne mitten ins Haus und umschreibt sie mit einem Messer, das ganz aus Eisen besteht: dann sammelt sich in ihr alles Gewürm. Eiserne Nägel schützen Eier und Wein vor dem verderblichen Einflusse

des Gewitters. Auch nach deutschem Glauben entzaubert Eisen die Hexen und schützt vor ihrer Bosheit; vielfach läßt man das Vieh beim ersten Austreiben im Frühling über Aexte und anderes Eisengeräth hinwegschreiten. Auch hier berühren sich Aberglaube und Religion: der Kultus hielt auch dann noch an Gefäßen aus Holz, Thon und Flechtwerk fest, als im gewöhnlichen Leben längst das Metallgeräth eingeführt war. Das Judenthum kannte ähnliches: „und so du mir einen steinernen Altar willst machen, sollst du ihn nicht von gehauenen Steinen bauen; denn wo du mit deinem Messer darüber fährst, wirst du ihn entweihen", spricht der Herr zu Moses.

II.

Wollen wir nunmehr einige der Grundanschauungen des Aberglaubens kennen lernen, so ist vor allem zu nennen die Beseelung oder besser Vermenschlichung der Natur. Noch heute bilden sich Viele ihren Begriff von einem höheren Wesen nach sich selbst; der Naturmensch, für den alles, was ihm entgegentritt, ein höheres Wesen ist, weil er nicht versteht es zu beherrschen, bevölkert seine ganze Umgebung mit geistigen Kräften, die ihm selbst ähnlich sind. Aufmerksame Reisende haben gefunden, daß die Naturvölker keine scharfe Scheidung zwischen Mensch und Thier machen; so leiten viele Stämme ihren Ursprung von Thieren her, und die Menangkabaus auf Sumatra nennen den Tiger geradezu den gestreiften Großvater (Totemismus); solche Anschauungen führen oft zu einer religiösen Verehrung der Thiere. Auch bei den Alten fehlt es nicht an Spuren solchen Glaubens. Manche Götter erscheinen in Thiergestalt: Hekate als Hündin, Dionysos als Stier, Aphrodite als Taube; die Athener verehrten einen Heros „Wolf"; die Eule wird als Vogel der Athena, der Adler als Diener des Zeus heilig gehalten: da haben wir die Reste alten Thierdienstes

Bei der Aussendung von Kolonien spielen Thiere eine wichtige Rolle; so folgte der Theräer Battos, der Urahn des Kallimachos, bei der Gründung von Kyrene einem Raben, Kadmos einer Kuh; die samnitischen Hirpiner und Picenter nannten sich nach dem Wolf und dem Specht, welche ihnen den Weg gezeigt hatten. Das greift auch in den Kultus über: die Mysten des Dionysos tragen Felle und Hörner, um ihrem Gotte zu gleichen; die attischen Mädchen, welche in dem Flecken Brauron der Iphigeneia geweiht wurden, hießen Bärinnen und trugen gewiß einst thierische Tracht, weil ihre Göttin ursprünglich Bärin war; die römischen Luperci liefen an den Lupercalia nur mit einem Bocksfell bekleidet durch die Stadt. Von hier aus fällt vielleicht Licht auf die Liebesabenteuer des Zeus; wenn er der Leda als Schwan, der Europa als Stier naht, so liegt hier möglicherweise ein Nachklang totemistischer Vorstellungen vor, nach denen gewisse Geschlechter sich von Thieren ableiteten.

Während hier die ursprüngliche Anschauung durch die Verquickung mit der späteren Religion verdunkelt ist, liegt sie klar zu Tage in dem Glauben an die Werwölfe (versipelles). In einem der geistvollsten Erzeugnisse der antiken Litteratur, dem Roman des Petronius aus der Zeit des Nero, giebt Niceros, einer der Tischgäste des Parvenüs Trimalchio, folgende Geschichte zum Besten. Er mußte einst über Land gehen, um die Witwe eines Freundes zu besuchen, und überredete einen Soldaten von großer Körperkraft, ihn zu begleiten. Als sie auf der Landstraße dahin gekommen waren, wo sie auf beiden Seiten von Grabmälern eingefaßt war, blieb der Soldat zurück, zog seine Kleider aus, beschrieb einen Kreis um sie und verwandelte sich plötzlich in einen Wolf, der heulend ins Gebüsch verschwand. Niceros wollte die Kleider aufheben, fand sie aber hart wie Stein und rannte halbtodt vor Angst nach dem Gute seiner Freundin. Diese erzählte ihm, soeben sei ein Wolf ins Gehöft

eingebrochen und habe alles Vieh gebissen; aber ein Knecht habe ihn mit der Lanze in den Hals gestochen und er sei geflohen. Da lief Niceros entsetzt zurück; an der Stelle, wo die Kleider gelegen hatten, sah er nichts als Blut, und zu Hause angekommen fand er den Soldaten im Bett liegen und der Arzt kurirte an seinem Halse herum. „Da merkte ich, daß er ein Werwolf war, und seitdem konnte ich kein Brot mehr mit ihm essen, und wenn man mich todtgeschlagen hätte.“ — Diese Geschichte steht nicht vereinzelt da. Eine arkadische Sage berichtete folgendes: Aus einer gewissen Familie wurde von Zeit zu Zeit ein Mitglied ausgelost und an einen See geführt; dort hing er seine Kleider an einem Eichbaum auf, schwamm über das Wasser, verschwand in der Einöde und verwandelte sich in einen Wolf. Neun Jahre mußte er nun mit denjenigen seiner Geschlechtsgenossen umherstreifen, die vor ihm in Wölfe verwandelt worden waren; hatte er während dieser Zeit keinen Menschen gefressen, so kehrte er an den See zurück, schwamm hinüber, zog seine Kleider wieder an und gewann dadurch seine menschliche Gestalt zurück. Der Werwolfglaube ist sehr weit verbreitet und auch in Deutschland anzutreffen; z. B. glaubt man im Jeverschen, daß unter sieben Brüdern stets einer die Kraft hat, durch Ueberwerfen eines Wolfshemdes oder Wolfsgürtels auf einige Zeit Wolfsgestalt anzunehmen. Gewöhnlich finden sich hier dieselben Züge wie in den beiden Geschichten aus dem Alterthum: das Ablegen und Wiederanlegen der menschlichen Kleidung ist eine Bedingung für Verwandlung und Rückverwandlung; die dem Thier beigebrachte Wunde findet sich nachher am Körper des Menschen wieder. Bei näherem Zusehen finden wir noch manche andere Spuren des Glaubens an die Thierverwandlung. In dem schönen Märchen, das in geschmackloser mythologischer Einkleidung als Erzählung von Amor und Psyche in den Roman des Apuleius eingelegt ist,

wird die Königstochter mit einem schönen Prinzen vermählt, der aber nur bei Nacht seine wahre Gestalt hat, während er bei Tage in eine große Schlange verzaubert ist. In Schlangengestalt erscheinen unterirdische Gottheiten, z. B. Asklepios; als die Römer eine Gesandtschaft nach Epidauros schickten, um den Gott zu holen, kam diese mit einer Schlange zurück. Als Schlangen erscheinen die Seelen Verstorbener; nach dem Tode des Herakleides, eines Schülers des Platon, war sein Leib verschwunden, und man fand auf seinem Lager eine Schlange. Als der große Philosoph Plotinos im Jahre 269 n. Chr. starb, erschien plötzlich unter seinem Lager eine Schlange und verschwand in einem Loche in der Wand. Schlangen finden wir auch als Hausgötter, in Griechenland als ἀγαθοὶ δαίμονες, in Rom als genii; von dem innigen Verhältniß zwischen ihnen und den Menschen berichten einige Märchen. Eine Schlange kommt täglich zu den Mahlzeiten in ein Haus und erhält ihren Antheil; da geschieht es, daß eines ihrer Jungen den Sohn des Hausherrn tödtet. Die Schlange tödtet es zur Strafe, kommt aber nicht mehr ins Haus. — Als Kaiser Aurelian ein Kind war, pflegte sich um sein Waschbecken eine Schlange zu ringeln; die Mutter trug Bedenken sie zu tödten, weil sie sie für eine Hausschlange hielt.

Wenn kein wesentlicher Unterschied zwischen Mensch und Thier gemacht wird, so ist es nicht verwunderlich, daß die Thiere wie vernünftige Wesen behandelt werden. Um Mäuse vom Felde fern zu halten, befestigte man an einem Steine ein Blatt Papier mit einer Zauberformel, die nach außen liegen mußte, damit die Mäuse sie lesen konnten: „Ich beschwöre euch, Mäuse, die ihr euch hier befindet, daß ihr mich nicht selbst schädigt, noch durch andere schädigen laßt; denn ich gebe euch das und das Feld, da könnt ihr fressen. Wenn ich euch aber nocheinmal hier erwische, so komme ich mit der Göttermutter und

zertheile euch in sieben Stücke." Auch dadurch suchte man die Thiere vom Felde abzuschrecken, daß man an einigen von ihnen ein Exempel statuirte. Sät man etwas Nieswurz unter die Saat, so sterben die Vögel, welche davon kosten. Diese todten Vögel bringt man auf Stecken in der Mitte des Feldes an: dann wagen sich die anderen nicht mehr in die Saat. Von vielen Heilmitteln behauptete man, sie seien durch Thiere bekannt geworden. Daß das Kraut dictamnum die Kraft hatte, Pfeile aus der Wunde zu ziehen, hatte man den Hirschen abgelernt; der Eber aß, wenn er krank war, Epheu und Seekrebse, der Löwe hatte ein Hausmittel gegen das Fieber, und die Vögel wußten sich durch ins Nest gelegte Kräuter vor dem bösen Blick zu schützen. Vor einem Kampfe mit Schlangen fraßen die Wiesel Raute, die Schildkröten eine Art Doste, weil diese Pflanzen die Wirkung des Schlangengiftes aufhoben. Alten Volksglauben enthält, wie so oft, ein Märchen. Glaukos, der Sohn des Königs Minos, ist in ein Faß mit Honig gefallen und erstickt; der Seher Polyidos soll ihn zum Leben erwecken und wird mit ihm im Grabgewölbe eingeschlossen. Da sieht er, wie eine Schlange auf den Leichnam zukriecht, und tödtet sie durch einen Steinwurf; gleich darauf kommt eine zweite Schlange, und als sie ihre Gefährtin todt daliegen sieht, kehrt sie um und kommt nach einiger Zeit mit einem Kraut zurück, das sie ihr auf den Mund legt: sofort wird sie wieder lebendig. Polyidos legt dasselbe Kraut auf den Mund des Glaukos und erweckt ihn so zu neuem Leben.

Aber diese Beseelung der Natur bleibt nicht bei den Thieren stehen; für das naive Empfinden haben auch die Pflanzen eine Seele. Auf diesem Glauben beruht die poetische Vorstellung von der Dryade, der Nymphe, welche in und mit dem Baume lebt. Die alten Dichter wußten sinnige Geschichten von ihnen zu erzählen. Ein junger Bauer ließ einen Baum stützen,

der umzubrechen drohte; zum Danke dafür versprach ihm die Dryade einen Wunsch zu erfüllen. Er bat um ihre Liebe und wurde erhört, mußte aber geloben, ihr treu zu bleiben; als er seinen Schwur brach, strafte sie ihn mit Blindheit. — Ein Landmann wollte einen Baum umhauen lassen; die Nymphe bat ihn, es nicht zu thun, da auch sie sonst sterben müsse. Als er es dennoch that, verhängte sie einen Fluch über ihn und sein ganzes Geschlecht. Solche Baumgeister ließen mit sich reden. Wenn ein Baum nichts trug, so ging man mit der Axt auf ihn los und drohte, ihn umzuhauen; aber ein Anderer kam hinzu und verbürgte sich für ihn, darauf sah man von der Bestrafung ab, und der Baum besserte sich gewiß. Statt durch Drohungen konnte man auch durch gütliche Mittel wirken. So sagte man dem Heilkraut beim Pflücken an, zu welchem Zwecke man es benutzen wollte, damit es willfährig war; die italischen Bauern beteten beim Stecken der Rüben, sie möchten ihnen und ihren Nachbarn wachsen. Das Wohlwollen des Baumgeistes will man sich auch sichern, wenn man gegen Augenschmerzen drei Kirschkerne umhängt und dabei nach Osten gewendet das Gelübde thut, im kommenden Jahre keine Kirschen zu essen. Wollte man die Iriswurzel ausgraben, so mußte man sie drei Monate vorher mit einer Mischung aus Wasser und Honig begießen; man mußte von Befleckung rein sein und drei Kreise mit dem Messer um sie ziehen, durch die der Geist gebannt wurde. Endlich that man gut, in das Wurzelloch einen Honigkuchen zu stecken; bei anderen Pflanzen hinterläßt man dem Geist ein Geldstück. Ein ähnlicher Brauch ist jetzt noch in Mecklenburg und im Vogtlande in Uebung; dort steckt man in der Neujahrsnacht Geld unter die Rinde der Bäume, damit sie im kommenden Jahre reichlich tragen. In den heiligen Hainen war es verboten, einen Baum zu fällen; mußte es doch einmal geschehen, so war es nöthig, den Baumgeist durch

Sühnopfer zu beschwichtigen. Auch an anderen Zeugnissen für Baumkultus ist kein Mangel; der mit Binden, Weihgeschenken und Votivtafeln behängte heilige Baum ist ein beliebtes Motiv der hellenistischen Landschaftsmalerei. Manche dieser Geister waren sehr empfindlich; so gab es eine Blume, die sich schloß, wenn Leute mit dem bösen Blick ihr nahe kamen, und sich öffnete, wenn sie fortgingen. Auch in den Sagen von Daphne, welche von Apollon verfolgt sich in einen Lorbeerbaum verwandelt, und von den Schwestern des Phaëthon, welche aus Trauer über den Tod ihres Bruders zu Pappeln werden, liegt der Glaube an Baumgeister deutlich zu Tage. Alles das findet sich bei Naturvölkern ganz ähnlich. Wenn der Neger einen großen Baum umhaut und der Baumgeist herauskommt, um ihn zu strafen, so gießt er Palmöl auf die Erde und entflieht, während der Geist es aufleckt. Sogar der Buddhismus erkennt die Lehre von den Baumseelen an: Buddha war im Laufe seiner Verwandlungen dreiunddreißig Male ein Baumgenius.

Noch weit erstaunlicher als die Beseelung von Thier und Baum ist für uns der Glaube, daß auch Gegenstände, welche keine Spur von Leben zeigen, eine Seele haben. Das merkwürdigste Beispiel dafür aus dem Alterthum ist folgendes: Wenn in Athen ein Mensch durch einen herabfallenden Stein oder einen anderen leblosen Gegenstand getödtet worden war, so fand über den Missethäter ein besonderes Gericht statt; er wurde verurtheilt und über die Grenze geschafft. Geräthe, die sich als besonders nützlich erwiesen, verehrte man wie belebte Wesen. Als Herakles auf dem Oeta den Feuertod starb, vermachte er seinen Bogen, mit dem er so viele Heldenthaten vollbracht hatte, dem Philoktet; als nun Neoptolemos bei Sophokles zu Philoktet kommt, bittet er ihn, den Bogen des Herakles sehen zu dürfen, damit er ihn verehren könne „wie einen Gott“. Das leitet uns hinüber zur Religion, die viele Spuren der

Verehrung lebloser Gegenstände (Fetischismus) bewahrt hat. An den Landstraßen Griechenlands konnte man allenthalben gesalbte und bekränzte Steine sehen, denen der fromme Wanderer Verehrung bezeugte, auch Steinhaufen, zu denen jeder Vorübergehende einen Stein hinzuzulegen sich verpflichtet fühlte. Als die Römer im Jahre 204 v. Chr. die Göttermutter von Pessinus nach Rom holten, kam sie in Gestalt eines unbehauenen Steines; man darf schließen, daß die Verehrung des Steines älter war als die der Göttin und man erst nachträglich eine Beziehung hergestellt hatte. Ebenso war der Eros von Thespiai und der Herakles von Hyettos ein Stein, die Artemis von Ikaros, die Hera von Thespiai, die Leto von Delos ein unbearbeiteter Holzklotz; die Chäroneer verehrten einen Holzschaft, die Spartaner zwei Bretter mit Querhölzern, welche angeblich die Dioskuren darstellen sollten. Noch im zehnten Jahrhundert hat man auf dem Latmos in Karien einen heiligen Stein verehrt. Hier haben wir Ueberreste aus derselben Kulturstufe, auf der sich etwa die Dakota-Indianer befinden, welche einen runden Kieselstein bemalen, Großvater nennen und durch Opfer günstig zu stimmen suchen

In das weite Gebiet der Naturbeseelung gehört endlich auch aller Wetterzauber. Daß man die großen Gestirne für mächtige Geister hielt, beweist schon der Kultus des Helios; viele warfen sich vor der aufgehenden Sonne zu Boden. Als Herakles auf seiner Wanderung durch Afrika unter den Strahlen der Sonne litt, bedrohte er sie mit seinem Bogen. Kaiser Caligula schoß beim Gewitter in die Wolken, um das wilde Heer zu treffen, das im Sturme einherjagte; denn auch die Alten hatten ihre Frau Holle: das war die finstere Göttin Hekate, welche von schwarzen Hunden umheult mit den Seelen der Gemordeten und Kinder umherzog. Besonders schrecklich erschienen dem Volke die Finsternisse. Mochten die Gelehrten

sie immer berechnen und voraussagen, die große Masse ließ sich den Glauben nicht nehmen, daß die Sonne krank sei oder eine böse Zauberin den Mond vom Himmel heruntergeholt und in eine Schachtel gesperrt habe. Man glaubte ihnen helfen zu können, indem man mit Metallgeräthen einen ohrenbetäubenden Lärm machte und so die bösen Geister vertrieb; Livius braucht bei der Schilderung der Belagerung von Capua die Wendung, es sei ein Lärm gewesen wie bei Mondfinsternissen. Wenn sich Hagelwolken zeigten, so hob der Bauer blutige Aexte gen Himmel, um sie abzuschrecken, oder er hielt ihnen einen Spiegel vor, damit sie vor ihrer eigenen Häßlichkeit entflöhen. Die Stadt Kleonai in Argos hatte besondere Hagelwächter angestellt. Wenn diese das Herannahen von Hagelwolken meldeten, so opferten die Bürger, was sie gerade konnten, und wer zu arm war, ritzte sich in den Finger, daß Blut floß, und zeigte es den Wolken: dann zogen sie beschwichtigt von dannen. Wenn Arkadien unter anhaltender Dürre litt, so brach der Priester des Zeus einen Zweig von der heiligen Eiche und tauchte ihn in die Nedaquelle, indem er eine besondere Gebetsformel dazu sprach; dann stieg aus dem Wasser Dunst auf, der sich zu Regenwolken zusammenzog. Wie stark der Glaube an die Kraft solcher Formeln in Rom einst war, zeigt das alte Zwölftafelgesetz, welches den mit Strafe bedroht, der durch Zauberlieder fremde Saaten vernichtet. Aus deutschem Glauben sei angeführt, daß die Bauern in der Pfalz und in Böhmen bei Finsternissen mit Messern auf Pfannen und Sensen schlagen und in der Walpurgisnacht durch ähnliche Mittel die vorüberziehenden Hexen zu scheuchen suchen. Bei einem furchtbaren Gewitter schoß man mit einer geweihten Kugel mitten in die schwärzeste Wolke; da fiel aus ihr ein nacktes Weibsbild todt zu Boden und das Unwetter verzog sich augenblicklich.

Ein großer Theil alles Aberglaubens erklärt sich aus der

Naturbeseelung; nicht ganz so wichtig ist der Glaube an die Sympathie. Wir denken dabei nicht an die sogenannten Sympathiemittel — denn so nennt das Volk alle abergläubischen Mittel —, sondern an eine wirkliche συμπάθεια, einen Parallelismus zweier Ereignisse. Der Abergläubische will einen Vorgang hervorrufen und glaubt das zu bewirken durch eine Handlung, welche mit diesem Vorgange eine gewisse Aehnlichkeit aufweist. Ein klassisches Beispiel bietet die Meleagersage. Als Meleager sieben Tage alt war, erschienen die Moiren und erklärten, der Knabe werde sterben, wenn das auf dem Herde liegende Scheit verbrenne; sofort riß seine Mutter es aus der Flamme und hob es auf. Als er dann später ihre Brüder erschlug, warf sie im Zorne das Scheit in die Flamme, und Meleager starb auf der Stelle. Ein ähnlicher Zug findet sich in dem Märchen von den beiden Brüdern: Das Verdorren eines der beiden Bäume oder das Verrosten eines der beiden Messer zeigt den Tod des auf Abenteuer ausgezogenen Bruders an. In der Volksmedicin äußert sich diese Anschauung in der nicht seltenen Vorschrift, einen Theil eines Thieres oder ein Kraut auf die kranke Stelle zu legen und es dann in den Herdrauch zu hängen; wie es verdorrt, so nimmt auch die Krankheit ab. Gegen geschwollene Drüsen schneidet man die Wurzel des Eisenkrautes aus und legt die eine Hälfte auf den Hals, die andere hängt man in den Rauch; wie die Wurzel trocken wird, so vertrocknen auch die Drüsen. Wenn sich aber der Geheilte undankbar erweist, d. h. nicht gehörig zahlt, so wirft man beide Hälften ins Wasser, dann kommen die Drüsen wieder. Hühneraugen berührt man mit drei Bohnen, die man dann in den Düngerhaufen steckt; je rascher sie verfaulen, desto schneller vergehen die Hühneraugen. Gegen Milzleiden setzt man den linken Fuß auf einen Feigenbaum, schneidet das von ihm bedeckte Stück aus der Rinde aus und hängt es in den Herdrauch. Gegen

dreitägiges Wechselfieber schneidet man Eisenkraut beim dritten, gegen viertägiges beim vierten Knoten ab; gegen dreitägiges nimmt man drei, gegen viertägiges vier Blätter vom Fünfkraut. Das Abnehmen der Krankheit soll es befördern, wenn man am ersten Tag neun, am zweiten acht, am dritten sieben Beeren oder Körner einnimmt, bis man am neunten Tage bei einer Beere angelangt ist. Die Entbindung erleichtert man, wenn man mit einem Stein oder Speer durch das Dach des Hauses schießt; besonders wirksam ist ein Speer, der schon einen Menschen getödtet hat, weil alles, was mit gewaltsamem Tode zusammenhängt, in hervorragendem Maße zauberkräftig ist. Komplicirt klingt ein Mittel zur Verhütung des Abfallens der Oliven: man nimmt eine wurmstichige Bohne, verstopft das Loch mit Wachs und vergräbt sie an der Wurzel des Oelbaumes; aber der zu Grunde liegende Gedanke ist einfach: wie der Wurm nicht herauskriechen kann, so können die Oliven nicht abfallen. Damit ein Garten reichen Ertrag brachte, stellte man in ihm den Schädel einer Stute oder einer Eselin auf, die bereits geworfen hatte. Die ersten Zähne, die den Pferden ausfallen, bindet man kleinen Kindern um, damit sie ihnen das Zahnen erleichtern.

Auch auf die großen Naturerscheinungen nahm dieser Glaube Rücksicht. Aristoteles wollte beobachtet haben, daß die Thiere nur zur Zeit der Ebbe verreckten. Wenn Heilzauber vor Sonnenaufgang oder nach Sonnenuntergang vorgenommen werden soll, so wird dafür manchmal als Grund angegeben, daß die Krankheit mit dem Tage oder der Nacht abnehmen soll. Ganz besondere Rücksicht wird auf die Mondphasen genommen. Spielt der Mond schon deshalb eine größere Rolle im Aberglauben als die Sonne, weil die Nacht die rechte Zeit für allen Zauber ist, so mußte die merkwürdige Erscheinung des ab- und zunehmenden Mondes leicht dazu verleiten, einen sympathetischen Zusammenhang zwischen den Mondphasen und

Vorgängen auf der Erde anzunehmen. Namentlich an den Seethieren glaubte man gefunden zu haben, daß sie mit dem Monde wüchsen und abnähmen; die Spitzmaus sollte so viele Leberlappen haben als der Mond Tage zählte, Blut und Gehirn, Haare und Nägel des Menschen mit dem Monde wachsen. Wer sich bei zunehmendem Monde die Haare scheren ließ, bekam eine Glatze. Der Tag vor dem Vollmond war für die Hochzeit am besten. Kopfleiden und Epilepsie brachte der antike Volksglaube ebenso mit dem Neumonde in Zusammenhang wie der deutsche. Verständlich ist es auch, wenn Heilkräuter bei abnehmendem Monde gepflückt werden mußten. In der Landwirthschaft nahm man alles, was wachsen und gedeihen sollte, bei zunehmendem, alles, was schwinden und vergehen sollte, bei abnehmendem Monde vor. Daher legte man Eier bei neuem oder wachsendem Licht unter und zwar so, daß beim Auskriechen der Küken der Mond wieder zunahm. Die bei abnehmendem Monde geworfenen Jungen der Zugthiere waren nicht kräftig und manche riethen, sie lieber gar nicht aufzuziehen. Dünger fuhr man bei abnehmendem Monde auf's Feld, und zur selben Zeit kastrirte man das Vieh und schlug man Holz; kurz, der ganze Bauernkalender war auf den Mond gestellt. Ist die Sonne, wie wir bereits sahen, auch nicht annähernd so wichtig, so wird doch eine gewisse Rücksicht auf die Sonnenwende genommen. Man glaubte, daß zur Zeit der Wenden der Wein umschlüge, Oelbaum, Weißpappel und Weide ihre Blätter umdrehten, und man hielt es für gefährlich, vor der Wende etwas Wichtiges zu beginnen. Sehr deutlich ist die Parallelisirung des himmlischen und des irdischen Vorganges im norwegischen Glauben: in dem Augenblick, wo die Sonne umkehrt, verwandelt sich das Wasser in Gift, man soll daher am Tage der Wende nicht waschen. Durch diese Beachtung der Gestirne wurde der Boden bereitet für die Astrologie, die etwa seit dem vierten

Jahrhundert aus dem Orient in Griechenland eindrang und sich trotz energischer Bestreitung durch einige helle Köpfe festsetzte; recht volksthümlich scheint sie aber nicht geworden zu sein, denn in der Volksmedicin und den Bauernregeln spielt sie eine verschwindend geringe Rolle.

Es ist leicht einzusehen, daß auch die Gebräuche des Bindens zum großen Theil unter den Begriff des Sympathiezaubers fallen. Wenn ein Baum seine Früchte verliert, so steckt man in die Wurzel einen Stein oder einen hölzernen Keil; wie diese festsitzen, so auch die Früchte (vgl. S. 18). Gegen Schnupfen bindet man zwei Mittelfinger der rechten Hand mit Leinwand zusammen. Um einen Hund am Entlaufen zu hindern, steckt man ein Stück Rohr von der genauen Länge seines Schwanzes unter das Dach; so lange es dort bleibt, bleibt auch der Hund. Wenn man bei einer Kreißenden mit übergeschlagenen Beinen oder verschränkten Fingern saß, so verhinderte man die Entbindung; durch dieses Mittel suchten die Moiren auf Heras Geheiß die Geburt des Herakles zu hindern. Aus ähnlichem Grunde durften schwangere Frauen den Tempel der Juno Lucina, der römischen Geburtsgöttin, nur mit offenem Haar betreten. Bei einem Epileptischen soll man nicht die Füße oder Hände auf einander legen; denn alles das bindet die Krankheit. In dem großen Pariser Zauberpapyrus findet sich eine umständliche Beschwörung, durch die man Horos-Harpokrates citirt. Ist er erschienen, so soll man mit der linken Ferse auf die große Zehe des rechten Fußes treten: dann entfernt er sich nicht eher, als man die Ferse fortnimmt. Auch bei Berathung, Gelübde und Opfer soll man die Hände nicht falten. Diese Vorstellung spielte im Ritual des Bittganges eine Rolle. Die Jungfrauen, welche ihn unternahmen, mußten mit bloßen Füßen und aufgelösten Haaren einherschreiten. Auch bei anderen Kultus- und Zauberhandlungen wird das gefordert, z. B. mußte die

Seherin das Haar offen tragen; gelegentlich tritt hinzu, daß am Gewande kein Knoten sein darf (so beim Flamen Dialis), es wird sogar das Gewand an sich als hindernd empfunden und möglichst geringe oder gar keine Bekleidung vorgeschrieben; aus der Furcht vor der hemmenden Wirkung des Gewandes scheint die bei allen Arten des Zaubers häufige Nacktheit zu erklären zu sein. Z. B. zeigen antike Gemmen bisweilen das Bild einer nackten Frau, welche mit der linken Hand eine Schlange über einen brennenden Altar hält und offenbar in einer religiösen Handlung begriffen ist. Eine Geschwulst ging zurück, wenn eine nackte Jungfrau nüchtern dem Kranken, der ebenfalls nüchtern sein mußte, Königskerze auflegte und dazu sprach: „Apollo läßt die Seuche bei dem nicht aufkommen, dem eine nackte Jungfrau sie vertreibt.“ Der christliche Kultus hat, wie häufig, so auch hier das heidnische Ritual adoptirt; beim Tauferorcismus mußten die Täuflinge schon im vierten Jahrhundert den Gürtel lösen, Kleider und Schuhe ausziehen und barhäuptig, nur mit einem Chiton bekleidet, nach Osten gewendet stehen.

Die Sympathie ist oft in eigenthümlicher Weise verquickt mit der Stellvertretung: man kann auf einen Menschen einwirken, indem man an einem Abbild oder einem anderen ihn vertretenden Gegenstande eine gewisse Handlung vornimmt. Beim Liebeszauber hängt man Sandalen oder Haare oder einen Fetzen vom Mantel der geliebten Person über das Feuer; dann fühlt sie selbst verzehrende Gluth und muß die Liebe erwidern. Sehr schön beschrieben ist ein solcher Zauber im zweiten Gedichte des Theokrit. Die schöne Simaitha fürchtet, daß ihr Geliebter Delphis untreu geworden ist, weil er sie seit zwölf Tagen nicht mehr besucht hat. In tiefer Nacht bei Mondschein nimmt sie den Zauber vor. Ueber das Feuer stellt sie einen mit rothen Wollfäden umwundenen Kessel, in den ihre Sklavin

Gerstenkörner werfen muß mit den Worten: „So zerstreue ich des Delphis Gebeine." Dann hält sie Lorbeerblätter in die Flamme, und während sie knisternd verbrennen, sagt sie: „So wie diese vergehen, ohne Asche zu hinterlassen, so soll in der Gluth das Fleisch des Delphis schwinden." Sie wirft eine Wachsfigur, welche den Ungetreuen darstellen soll, in den Kessel: „Wie ich mit der Geister Hülfe dieses Wachs schmelze, so soll Delphis vor Liebe schmelzen." Da ertönt Hundegebell durch die Stille der Nacht; das ist Hekate, die Göttin der Finsterniß, mit ihrem Gefolge; rasch muß die Sklavin Metallbecken zusammenschlagen, um die furchtbare Göttin vom Hause fernzuhalten. Delphis hat ein Stück vom Besatz seines Mantels verloren, das zerreißt sie und wirft es in die Flamme. Aber auch das genügt ihr noch nicht; mitten in der Nacht muß die Dienerin hingehen und die Thürschwelle an des Geliebten Hause mit Zaubermitteln bestreichen. Nun ist Simaitha allein, und während sie in die Flamme starrt, kommt ihr die Erinnerung, wie ihre Liebe entstanden ist, wie sie ihr Freude und Leid gebracht hat. Damit klingt die Dichtung aus.

Einen anderen Liebeszauber kennen wir aus einem Zauberpapyrus. Man formt aus Thon zwei Figuren, einen gewappneten Krieger und eine vor ihm stehende Frau, welche er mit dem Schwerte auf die rechte Schulter schlägt. Die weibliche Figur beschreibt man über und über mit Zauberformeln, sticht dreizehn Nadeln hinein und spricht dazu: „Ich steche dich ins Gehirn, damit du an Niemand denkst als an mich; ich steche dich in den Hals" u. s. w. Das erinnert an die Zaubersatire des Horaz. Auf dem Esquilin, einem alten Begräbnißplatz, der wie unsere Kirchhöfe für den Zauber besonders geeignet ist, erscheinen nachts die Hexe Canidia und ihre Gehülfin Sagana in schwarzen Gewändern, bloßen Füßen und aufgelöstem Haar. In einer Grube fangen sie das Blut eines schwarzen Lammes

auf; denn die Geister der Todten, welche ihr Vorhaben unterstützen sollen, sind blutdürstig. Zwei Puppen werden aufgestellt, eine aus Wolle, welche die andere wächserne bezwingen soll; nachdem die Seelen erschienen sind und Bescheid gegeben haben, wird ein Wolfsbart und ein Schlangenzahn vergraben und endlich die Wachspuppe den Flammen übergeben; wahrscheinlich soll so der Tod der durch sie vertretenen Person herbeigeführt werden. Als im elften Jahrhundert der Bischof Eberhard von Trier plötzlich starb, verbreitete sich das Gerücht, die Juden von Trier hätten ein wächsernes Abbild von ihm gefertigt, einen Priester bestochen, es zu taufen, und es am Sabbath durch hineingesteckte Dochte angezündet. Als vor einigen Jahren in Neapel ein junges Mädchen starb, fand man unter ihrem Bett eine aus rohem Fleisch geformte und über und über mit Nadeln zerstochene Puppe, und Niemand zweifelte daran, daß sie behext worden war.

Es braucht aber durchaus kein Abbild zu sein, an dem die Zauberhandlung vorgenommen wird. Es genügt irgend etwas vom Körper der Person, z. B. abgeschnittene Haare oder Nägel, die deshalb vielfach sorgfältig vergraben oder verbrannt werden (im römischen Ritual die des Flamen Dialis) oder ein Stück von der Kleidung, ja sogar die Fußspur. Will man einen Nebenbuhler verdrängen, so löscht man seine Fußspur aus, tritt mit dem rechten Fuß in seine linke, mit dem linken in seine rechte Spur und sagt dazu: „Ich trete auf dich und bin über dir." Alte Weiber im Saalfeldischen schneiden den Rasen aus, den ihr Feind betreten hat, und hängen ihn in den Schornstein, damit auch der Mensch sich abzehrt.

Von großer Bedeutung ist auch der Glaube an die Uebertragung, deren Hauptgebiet die Volksmedizin ist. In einem alten Epos von den Thaten des Peleus war erzählt, wie der weise Kentaur Cheiron den Achilleusknaben mit den Eingeweiden

von Löwen und Ebern und dem Marke von Bären nährt, um die Kraft und Tapferkeit dieser Thiere auf ihn übergehen zu lassen; und überhaupt ist es ein nicht bloß in Griechenland verbreiteter Glaube, daß man durch den Genuß von Körpertheilen die Eigenschaften eines Menschen oder Thieres auf sich überleiten könne. Im Kyklops des Euripides räth der alte Silen dem tölpelhaften Polyphemos, die Zunge des Odysseus mitzuessen, weil er dadurch ebenso schlau und redegewandt werden würde. Es mag sein, daß beim Genusse des Opferfleisches derselbe Gedanke zu Grunde liegt: Durch den Mitgenuß des Gottes erhält das Fleisch Zauberkraft, und deren macht sich der Mensch theilhaftig, wenn er davon ißt. Gegen Magenschmerzen ißt man den Magen eines Seeadlers, weil dieser sich durch eine beneidenswerthe Verdauung auszeichnet; gegen Leberleiden die Leber eines Wolfes, Esels oder einer Eidechse, gegen Milzleiden die Milz aller möglichen Thiere. Aber auch ohne direkten Genuß findet die Uebetragung statt; es genügt, wenn man sich den Adlermagen auflegt oder ihn in der Hand hält; gegen Milzleiden bindet man sich die Milz eines Ziegenbockes auf seine eigene Milz, dann verschwindet der Schmerz binnen wenigen Tagen; man muß sie aber in den Rauch hängen, damit sie vertrocknet. Um ein gebrochenes Glied zu heilen, verbrennt man den Schenkel eines Thieres zu Asche und streicht diese mit Wachs auf; zum Schwarzfärben der Haare bediente man sich der Dotter eines Rabeneies. Auch in der Landwirthschaft wirkt man mit solchen Mitteln. Ein Baum wird fruchtbar, wenn man ihn mit Portulak und Wolfsmilch einreibt. Will man junge Esel oder Füllen von bestimmter Farbe erzielen, so hängt man dem Vaterthier einen Mantel von dieser Farbe um.

Man kann aber auch umgekehrt verfahren und die Krankheit auf andere Dinge übertragen. Bei Schmerzen der Eingeweide legt man junge Hunde auf die kranke Stelle; wenn

man diese später sezirt, so findet man ihre Eingeweide affizirt. Oft wird die freundliche Absicht deutlich ausgesprochen. Gegen Kolik schneidet man einem lebenden Hasen den Knöchel ab, bindet ihn sich um und läßt das Thier mit den Worten laufen: „Laufe, laufe, Häslein, und nimm die Kolikschmerzen mit." Uebrigens findet sich die Vorschrift, ein Thier nach Abnahme des Gliedes, das man zur Heilung braucht, lebend laufen zu lassen, ziemlich oft, und wird wenigstens manchmal daraus zu erklären sein, daß das Thier die Krankheit auf sich nehmen soll. Um Uebertragung handelt es sich wohl auch bei folgendem Rezept. Gegen Triefäugigkeit reißt man die Schafgarbe mit der Wurzel aus, biegt sie zu einem Kreise zusammen, sieht und spuckt dreimal hindurch und spricht dazu: excicum acrisos. Darauf pflanzt man sie wieder ein, und wenn sie weiter wächst, so ist man für immer von den Triefaugen befreit. Hier liegt wohl Uebertragung auf die Pflanze vor (die ja augenähnliche Blüten hat), wie sie auch dem deutschen Aberglauben geläufig ist; ich erinnere nur an das Durchziehen von bruchkranken Kindern durch hohle Bäume. — Zahnschmerzen wird man los, wenn man sich mit Schuhen unter freiem Himmel auf die bloße Erde stellt, einem lebenden Frosche ins Maul spuckt und ihn bittet, die Zahnschmerzen mitzunehmen. Um sich vor Augenleiden zu sichern, betet man beim Anblick der ersten Schwalbe, man möge in diesem Jahre von Triefäugigkeit verschont bleiben und die Schwalben möchten alle Augenschmerzen mitnehmen. Wenig menschenfreundlich ist folgendes Rezept. Warzen berührt man mit einem in ein Lorbeerblatt gewickelten Stein und wirft ihn an einer verkehrsreichen Stelle hin, damit ihn Jemand aufhebt und die Warzen auf diesen übergehen.

In diesen Zusammenhang gehören auch die Sündenböcke. Wie die Juden alljährlich am Versöhnungsfeste einen schwarzen Bock in die Wüste hinausstießen, der die Sünde des ganzen

Volkes mit sich nahm, so opferte man in Athen und einigen ionischen Städten am Thargelienfeste Menschen, damit die Bürgerschaft von Seuchen verschont bliebe. Wenn in Massilia, dem heutigen Marseille, die Pest ausbrach, so bot sich ein Armer an, der eine Zeit lang auf Staatskosten unterhalten wurde; dann schmückte man ihn mit geweihten Kleidern und heiligen Zweigen, führte ihn durch die Straßen der Stadt und stürzte ihn schließlich von einem Felsen ins Meer, indem man betete, alles Unglück der Stadt möge auf ihn fallen. Sehr nahe steht die Sitte, gegen Rothlauf der Schafe ein krankes Thier lebendig an der Schwelle des Stalles zu vergraben und die übrigen hinüberschreiten zu lassen.

Sehr befremdlich erscheinen die homöopathischen Mittel. Auch hier liefert die Sage ein altes Beispiel. Der Myserkönig Telephos ist durch den Speer des Achilleus verwundet worden, und die Wunde will nicht heilen. Er wendet sich an das delphische Orakel und erhält den Bescheid: „Der dich verwundet, wird dich auch heilen." Darauf begiebt er sich ins griechische Lager und wendet sich an Achilleus; aber dieser erklärt, von der Heilkunde nichts zu verstehen. Da giebt Odysseus die richtige Deutung des Göttersprudes: man schabt den Rost von Achilleus Speer ab und heilt damit die Wunde. Auch dies ist aus der Naturbeseelung zu erklären: wer die Krankheit ausgesendet hat, kann sie auch zurücknehmen. Hat man sich in zu engen Schuhen Blasen gelaufen, so streicht man die Asche einer alten Sohle auf. Um keine grauen Haare zu bekommen, kocht man ein Lamm mit ganz weißem Kopf und reibt sich mit der Brühe ein. Bleibt Jemandem eine Fischgräte im Halse stecken, so legt man ihm, womöglich ohne sein Vorwissen, ein Stück aus der Mittelgräte desselben Fisches auf den Kopf. Gegen den Biß der Spitzmaus, die man für giftig hielt, tödtete man dasselbe Thier, legte es in Oel und rieb mit

diesem Oel die gebissene Stelle ein. „Hundehaar heilt Hundebiß" heißt es in der Edda.

Ueberschaut man die Fülle abergläubischer Gebräuche aus allen Gebieten des menschlichen Lebens, so gewinnt man den Eindruck, daß es eine Zeit gegeben haben muß, in der sich an alle Dinge, an alle Ereignisse des täglichen Lebens irgend ein Aberglaube knüpfte. Ganz besonders aber ist es das Außergewöhnliche, das vom Aberglauben mit Beschlag belegt wird. Hierher gehört unter anderem der Gebrauch der linken Hand. Heilkräuter werden oft mit der linken Hand gepflückt und aufgelegt; wenn man eine Schlange mit der linken Hand aus ihrem Loche zieht, so gelingt es, versucht man es mit der rechten, so entschlüpft sie. In dem „Lügenfreunde" des Lukianos wird Eukrates, der an Rheumatismus in den Beinen darniederliegt, von theilnehmenden Freunden besucht, deren jeder ihm ein anderes, unfehlbares Mittel gegen sein Leiden anpreist; der eine räth ihm, den Zahn eines auf bestimmte Weise getödteten Wiesels mit der linken Hand vom Boden aufzuheben und in das frisch abgezogene Fell eines Löwen gewickelt um den Schenkel zu binden. Das ist von der Hand auf andere Körperteile übertragen, bei denen es eigentlich keinen Sinn hat. Bei einer Reinigungszeremonie muß man mit dem linken Fuße auf ein Fell treten; den Rindern giebt man ein Fiebermittel durch das linke Nasenloch ein; gegen Schlucken legt man ein Stück Halm, das man im Trinkglas gefunden hat, auf das linke Augenlid oder trägt einen Ring am Mittelfinger der linken Hand. Gegen Mehlthau verbrennt man das linke Horn eines Rindes so, daß der Rauch den Weinstock trifft. Dinge, die sich an ungewöhnlichen Orten finden, haben besondere Kraft. So hatten junge Schwalben kleine Steine im Magen; die weißesten davon heilten Kopfschmerz, wenn man sie in der Hand hielt oder mit Leinwand um den Kopf band. Aehnliches vermochten Steine aus

der Wagenspur, Schmutz aus der Thürangel, Knochen, die man im Kothe eines Wolfes fand, Wasser aus den Höhlungen der Baumrinde, Sand aus einem Schneckenhause. Oft werden Ingredienzien verlangt, die nur mit Schwierigkeit zu erreichen sind oder überhaupt nicht existiren. Wie man sich in solchen Fällen half, zeigt die Liste eines Leydener Zauberpapyrus: statt Thränen eines Hundskopfaffen nimmt man Anissaft, statt Blut des Hephaistos Beifuß, statt Blut aus dem Kopfe Lupinen. Als besonderes Kuriosum wird manchmal Blut oder Gehirn eines Schmetterlings gefordert. Wenn eine Stelle mit Gold umschrieben, ein Kraut mit Gold ausgegraben werden soll, so mag der Gedanke vorliegen, daß der Geist der Krankheit oder der Pflanze durch das kostbare Material gewonnen wird.

III.

Außer den soeben behandelten Anschauungen gehen gewisse andere Vorstellungen durch den ganzen Aberglauben hindurch, welche sich auf die Person des Zaubernden beziehen. Will man irgend einen Zauber ausführen, so genügt es meist nicht, daß man die zauberische Handlung vornimmt, sondern man hat bestimmte Enthaltungen zu üben und andere Regeln zu beobachten, um überhaupt auf einen Erfolg seines Thuns rechnen zu können. So glaubte man, daß die Bewahrung der Keuschheit hervorragende Kraft verleihe. Ein Mittel zum Schwärzen der Haare muß vierzig Tage lang täglich von einem reinen Knaben geschüttelt werden und darf überhaupt nur von ihm berührt werden; ein Ziegenbock, dessen Blut gegen Steinleiden helfen soll, muß von einem noch nicht mannbaren Knaben getödtet werden; ein heilsamer Gürtel wird einem Manne durch einen Knaben, einer Frau durch eine Jungfrau umgelegt. Um ein Unkraut, das Hülsenfruchtlöwe genannt wird, auszurotten, umschreitet eine nackte Jungfrau mit aufgelösten Haaren, einen

Hahn in der Hand haltend, den Acker; wie sich der wirkliche Löwe vor dem Hahn fürchtet, so auch der Hülsenfruchtlöwe. Bei Erwachsenen wird die Keuschheit ersetzt durch zeitweilige Enthaltung; sie wird von dem Zauberer während der Vorbereitungszeit, die einer Geisterbeschwörung stets vorangeht, fast immer gefordert. Aber auch Derjenige, welcher ein Amulett gegen die Kolik trägt, soll sich der Liebe enthalten, keine schwangere Frau berühren und kein Grabmal betreten; denn alles, was mit Geburt und Tod zusammenhängt, ist unrein. Auch im Kultus ist die Keuschheit von großer Bedeutung. Sie galt im Alterthum, wie noch heute gelegentlich, für gottgefällig und war für die Theilnahme an gewissen Festen vorgeschrieben; z. B. mußten sich die attischen Frauen auf das Thesmophorienfest durch neuntägige Enthaltung vorbereiten. Bittgänge werden am liebsten von Jungfrauen unternommen, Jungfrauen sehen wir in der Darstellung der panathenäischen Prozession auf dem Parthenonfries einherschreiten. Wie die Vestalinnen in Rom, so mußten in vielen griechischen Kulten, besonders denen der Artemis und Athena, die männlichen und weiblichen Priester nebst ihren Gehülfen, wenigstens solange sie der Gottheit dienten, der Liebe entsagen. In den Phoinissen des Euripides fordert Teiresias, daß ein reiner Knabe dem alten vor der Stadt hausenden Drachen geopfert werde, wenn Theben gerettet werden solle; sogar die Opferthiere müssen häufig „rein" sein. Von der magischen Kraft der Jungfräulichkeit legt beredtes Zeugniß ab die Legende von der Vestalin Claudia Quinta. Als das Schiff mit dem Bilde der großen Mutter nach Rom kam (vergl. S. 15), blieb es kurz vor dem Ziele im Tiber stecken und war durch keine Anstrengung vorwärts zu bringen; da ergriff Claudia das Seil und zog mit leichter Mühe das Schiff bis zum Hafen.

Was außer der Keuschheit dazu gehört, um den Zaubernden

rein zu erhalten und etwa vorhandene Unreinheit zu beseitigen, lehrt vielleicht am bequemsten ein Kapitel aus der „Todtenbeschwörung“ des Lukianos, das er dem witzigen Menippos von Gadara nachgeschrieben hat. Es wird da erzählt, wie Menippos, mit den widerspruchsvollen Lehren der Philosophen über das wahre Glück unzufrieden, sich schließlich an den Chaldäer Mitrobarzanes wendet, der ihm dazu verhelfen soll, wie weiland Odysseus die Seele des weisen Sehers Teiresias zu beschwören, damit ihm dieser die ersehnte Belehrung gebe. Der Zauberer führt ihn neunundzwanzig Tage lang, von einem Neumond bis zum nächsten, jeden Morgen zum Euphrat und wäscht ihn, indem er gen Osten gewendet mit halber Stimme Zauberformeln murmelt; dann spuckt er ihm dreimal ins Gesicht und führt ihn nach Hause, ohne Jemanden anzublicken. Während dieser Zeit schlafen sie unter freiem Himmel auf dem Rasen und leben von Früchten, Honig, Milch und Wasser. Am Schlusse dieser Vorbereitungszeit findet um Mitternacht am Tigris noch eine letzte Reinigung statt: Der Chaldäer reibt ihn ab und entsühnt ihn mit einer Fackel, Meerzwiebeln und anderen Dingen, indem er Sprüche murmelt, dann umschreitet er ihn, damit ihm die Gespenster nichts anhaben können.

In dieser Erzählung findet sich nichts, was wir nicht auch sonst belegen könnten, ein Beweis, wie gründliche Studien Menippos über das Zauberwesen gemacht hat. Speiseverbote sind dem Aberglauben sehr geläufig. Das Gebot, ein Heilmittel nüchtern einzunehmen, mag oft medizinisch begründet sein; aber in vielen Fällen versagt diese Begründung. Bei der Besprechung einer Geschwulst muß nicht bloß der Kranke, sondern auch der Besprechende nüchtern sein; gegen Krampfadern muß ein Nüchterner dem Kinde den Schenkel mit Eidechsenblut einreiben; selbst bei manchen Viehkuren muß der Mensch, welcher sie vornimmt, nüchtern sein. Besonders kräftig ist der Speichel eines

Nüchternen: er tödtet Schlangen und beseitigt Furunkel, Aussatz, Triefäugigkeit und Nackenschmerzen; „nüchterner Speichel ist unüberwindlich," heißt es einmal. Auch hier fehlt es nicht an Analogieen aus dem Kultus; es sei nur an die Festtage des Namens Nesteia (Fasttag) erinnert, wie wir sie aus Athen und Tarent kennen. Bisweilen wird nicht völliges Fasten, sondern Vermeidung gewisser Speisen angeordnet, in unserem Falle Enthaltung von Fleischnahrung. Dieses Verbot hängt mit dem Glauben zusammen, daß Berührung und Genuß von allem Getödteten verunreinigt, und war aus diesem Grunde frühzeitig von den weit verbreiteten orphischen Sekten aufgenommen worden; daher ist auch der Hippolytos des Euripides als Vertreter orphischer Askese Vegetarianer.

Menippos und sein Chaldäer schlafen unter freiem Himmel auf dem Rasen; auch hierfür fehlt es nicht an Parallelen. Im Freien trinkt man Heilmittel, im Freien tagt nach besonderen Wunderzeichen der römische Senat, im Freien schwören die römischen Knaben zum Herkules; Gruben, in die das Opferblut fließt, müssen unter freiem Himmel liegen, damit die Geister ungehinderten Zutritt haben, wenn sie kommen, um es zu trinken. Oft soll der Zauberer während der Vorbereitungszeit zu einer gefährlichen Beschwörung auf einem Binsenlager am Boden schlafen, ebenso der Alytarch, d. h. der aufsichtführende Beamte der olympischen Spiele zu Antiocheia; die am Boden schlafenden Selloi, die Priester des dodonäischen Zeus, erwähnt schon die Ilias. Man hat vermuthet, daß durch den Wechsel der Lagerstätte die Geister, welche gerade im Schlafe dem Menschen am meisten anhaben konnten, getäuscht werden sollten. Wenn endlich der Chaldäer beim Rückweg auf den Boden sieht, so liegt die Erklärung dafür auf der Hand: er will sich vor jedem verunreinigenden Anblick wahren. Die Iphigenie des Euripides bittet den König Thoas zu ver-

anlassen, daß alle Leute zu Hause oder doch außer Sehweite bleiben, wenn sie Orestes und Pylades zum Tode führe, damit Niemand durch den Anblick der Todesgeweihten befleckt werde. Noch schlimmer ist die Verunreinigung Dessen, der mit einem Unreinen redet; Orestes und Elektra darf nach dem Muttermorde Niemand am Herde aufnehmen, Niemand ansprechen. Ja es genügt ein unheiliges Wort, um die Reinheit zu verletzen. Als die Amme der Phaidra dem Hippolytos die verbrecherische Liebe ihrer Herrin gestanden hat, hält dieser sich für verpflichtet, mit fließendem Wasser seine Ohren auszuspülen. Noch weiter geht in frommer Aengstlichkeit der Jon des Euripides. Als er eben beim Opfer den Mischkrug mit der Spende für die Götter von dem Tempeldiener in Empfang nehmen will, braucht ein Sklave ein Schimpfwort gegen diesen; dadurch glaubt Jon auch die Spende entweiht und läßt einen anderen Knaben das Gefäß füllen. Aus solcher Scheu wird es verständlich, daß man Tempel gern an entlegenen, verkehrsarmen Stellen anlegte, weil sie dort der Befleckung am wenigsten ausgesetzt waren. Hierher gehört auch die εὐφημία, das favere linguis, das Schweigen, welches vor Opfer und Gebet der zuschauenden Menge anempfohlen wird; nicht der Laut an sich wird als störend befürchtet, sondern eine unreine Aeußerung. Zauberhandlungen werden oft früh morgens vorgenommen oder abends vor dem Schlafengehen, so daß man vorher oder nachher mit Niemandem redet. Auch im deutschen Glauben kehrt das „unbeschrien“ oft wieder, z. B. gehen in manchen Gegenden die Mädchen am Charfreitag vor Sonnenaufgang zum Flusse und schöpfen Wasser, das heilende und verschönernde Wirkung hat; sie dürfen aber kein Wort dabei sprechen, sonst ist es kraftloses Plapperwasser. Deshalb finden sich die Burschen am Wasser ein und bemühen sich, die Mädchen zum Reden zu verleiten.

Die tägliche Reinigung des Menippos wird früh morgens,

offenbar vor Sonnenaufgang, mit Euphratwasser vorgenommen. Auch das giebt zu manchen Bemerkungen Anlaß. Wo im Aberglauben auf die Sonne Rücksicht genommen wird, da geschieht es fast stets in der Absicht, sie zu vermeiden. Vor Sonnenaufgang oder nach Sonnenuntergang spricht man die Zauberformeln und pflückt man das Heilkraut, das häufig auch im Schatten aufzubewahren ist; das helle Sonnenlicht bricht den Zauber und verscheucht die Geister, welche das Dunkel und die Nacht lieben. Darum sagt man auch ängstigende Träume nach dem Erwachen der Sonne an und hofft dadurch das drohende Unglück abzuwenden. In Schottland tauchen Kranke in einen wunderkräftigen Brunnen, trinken von dem Wasser, opfern dem Brunnengeist einen Fetzen ihres Gewandes und beeilen sich dann, vor Sonnenaufgang außer Sicht des Wassers zu sein, weil sonst die ganze Prozedur erfolglos ist.

Fließendes Wasser ist streng genommen zu jeder Reinigung erforderlich. „Das Meer spült alle Schuld der Menschen fort,“ sagt Euripides; „reiner als ein Steuerruder,“ war eine sprichwörtliche Redensart. Im Plutos des Aristophanes soll der alte blinde Gott des Reichthums im Asklepiostempel sehend gemacht werden; vorher führt man ihn ans Meer und badet ihn, damit er das Heiligthum rein betritt. War kein Meerwasser zur Hand, so leistete Fluß- und Quellwasser dieselben Dienste. Als der Aeneas des Vergil die Seinigen aus dem Gemetzel in Troja rettet, muß sein Vater die Bilder der Hausgötter tragen: „Sünde wäre es, wenn ich, der ich soeben aus dem blutigen Kampfe komme, sie berührte, ehe ich mich im fließenden Strome gereinigt habe.“ Oft wurde bei der Anlage von Tempeln Rücksicht darauf genommen, daß eine Quelle in der Nähe war; die Besucher von Delphi kamen, ehe sie das Heiligthum betraten, an der Quelle Kastalia vorbei und reinigten sich hier; in jedem Falle aber waren am Eingange des Heiligthums,

wie noch heute in katholischen Kirchen, Waschbecken aufgestellt, in denen Lorbeerzweige als Sprengwedel lagen; vor jedem Opfer wurde der Altar und alle Anwesenden mit Wasser besprengt. Eine Hauptsache der Unreinheit war die Berührung mit etwas Todtem (vergl. S. 29). Daher durfte im heiligen Bezirk niemand sterben; als Peisistratos die Insel Delos reinigte, entfernte er alle Gräber aus der Sehweite des Tempels; und als die Athener im Jahre 426 diese Reinigung wiederholten, entfernten sie sämtliche Gräber von der Insel und bestimmten, daß Sterbende und kreißende Frauen fortan nach der nahen Insel Rheneia hinübergebracht werden sollten. Die Artemis des Euripides nimmt von ihrem verscheidenden Lieblinge Hippolytos Abschied, ehe er noch seine Seele ausgehaucht hat, weil sie sich als Göttin nicht durch den Anblick eines Todten beflecken darf; ebenso handelt Apollon in der Alkestis. Während eines Festes durfte Niemand hingerichtet werden; so wurde der Tod des Sokrates dadurch verzögert, daß das zur Apollofeier nach Delos entsendete Schiff noch nicht nach Athen zurückgekehrt war. Der Flamen Dialis durfte keine Leiche und kein Grabmal berühren, ja nicht einmal Bohnen, weil sie Todtenspeise sind. Daher mußte an der Thür jedes Trauerhauses ein Gefäß mit Wasser aus einem anderen, nicht befleckten Hause stehen, damit die Besucher beim Heraustreten sich reinigen konnten. Starb Jemand auf einem der Gemeinde gehörigen Fleck, so mußte sie gereinigt werden. Nach dem Glauben mancher Völker ist Wasser so kräftig, daß es Geister abhält; so umzogen die Inder die Baustelle ihres Hauses dreimal mit einem ununterbrochenen Wasserstrahl; in Deutschland gießt man hinter dem Sarge, der aus der Thür getragen wird, Wasser aus, damit der Todte nicht wiederkehrt.

Abreiben mit Lehm, Gips oder Kleie zum Zwecke der Reinigung ist ein den orphischen Priestern von Alters her geläufiger Ritus, den bereits Aristophanes in den Wolken ver-

spottet, und der auch anderen Völkern, z. B. den alten Indern, nicht fremd ist; es gab alte Weiber, die aus diesem Abreiben ein Geschäft machten. Die Meerzwiebel gehört zu denjenigen Pflanzen, welche im Aberglauben die ausgedehnteste Verwendung finden. Sie schützt vor allem bösen Zauber; deshalb hing man sie an der Thür auf und vergrub sie unter der Schwelle, wie das schon Pythagoras anempfohlen haben sollte. Sie wehrte Wölfe von der Herde ab; das wollte man vom Fuchs gelernt haben, der angeblich den Eingang seines Baues durch Meerzwiebeln vor den Wölfen sicherte. Im Garten angebracht, bewirkte sie besseres Gedeihen alles Gepflanzten, vernichtete die Würmer und verhinderte das Aufspringen der Granatäpfel. Legte man sie dem Vieh zu Frühjahrsanfang vierzehn Tage lang ins Trinkwasser, so blieb es während des ganzen Jahres gesund.

Neben der Meerzwiebel gehörte die Fackel zu den stehenden Requisiten der Reinigung; will man sich ihre Bedeutung im Aberglauben klar machen, so muß man sie sich ebenso verwendet denken wie bei uns die Kerze. Die bösen Geister sind lichtscheu und fliehen daher jedes Feuer; auf dieser Grundanschauung beruht die Verwendung der Fackel. Beim Bittgange tragen die Jungfrauen Fackeln in den Händen wie heutzutage bei einer Procession Kerzen; Fackelwettläufe veranstalten die Jünglinge zu Ehren verschiedener Gottheiten in Athen und anderwärts; das dritte Stück der aischyleischen Prometheustrilogie „Prometheus der Feuerträger“ heißt nach dem Fackellauf, der dem Heros Prometheus in der Nähe der athenischen Akademie dargebracht wurde. An den römischen Säkularspielen wurden Fackeln ans Volk vertheilt. So ist denn bei jeder Reinigung die Fackel unentbehrlich. In dem schon genannten „Lügenfreunde“ des Lukian erzählt einer der Gäste, wie ein Chaldäer das Gut seines Vaters von Ungeziefer befreit hat. Er kam früh morgens auf

das Gehöft, sagte aus einem alten Buche sieben heilige Namen her, reinigte den Ort mit Schwefel und Fackeln, indem er ihn dreimal umschritt, und trieb so alles kriechende Gewürm aus, das sich im Umkreise des Gutes befand. Auch in der „Todtenbeschwörung" hält der Magier, als er die Unterwelt öffnen will, eine Fackel in der Hand. Die Reinigung der Gemeinde vor einer Kultushandlung fand in der Weise statt, daß der Priester oder sein Stellvertreter einen Feuerbrand vom Altar in ein Wassergefäß tauchte und dann mit dem Wasser die Anwesenden besprengte. So kam es, daß man die Fackel für heilig hielt und auch da anwendete, wo sie eigentlich gar nicht wirken konnte. Wenn ein Granatapfelbaum saure Früchte trug, so trieb man in die Wurzel einen Keil, der aus einer Fackel geschnitzt war. Auch Kerzen wurden verwendet. Die Römer steckten bei der Geburt eines Kindes eine Kerze an und beteten dabei zur Göttin Candelifera, der „Kerzenträgerin". Das wird verständlich durch die deutsche Sitte, neben der Wiege des Kindes so lange, bis es getauft ist, eine Kerze oder Lampe brennen zu lassen, damit ihm die bösen Geister nicht schaden oder es gar mit einem Wechselbalg vertauschen; aus demselben Grunde trug man in Athen das neugeborene Kind am fünften Tage nach der Geburt um das Altarfeuer herum (Amphidromia). Unsere Geburtstagskerzen gehören natürlich in denselben Zusammenhang; nach altchristlichem Ritus zogen die Neugetauften mit brennenden Fackeln oder Kerzen in die Kirche ein, wo die Gemeinde sie erwartete. — Daneben scheint noch ein anderer Glaube sich an das Feuer zu knüpfen. Es wirkt reinigend nicht bloß, weil es die Mächte der Finsterniß scheucht, sondern auch weil es alles Unreine und Vergängliche am schnellsten verzehrt. In Grabgedichten späterer Zeit heißt es geradezu, das Feuer habe die Gebeine des Todten gereinigt; daß aber auch hier älterer Glaube vorliegt, zeigt die Sage. Der homerische

Demeterhymnus berichtet, wie Demeter den kleinen Demophon, den Sohn ihrer Gastfreundin Metaneira, nachts heimlich ins Feuer hält, um ihn unsterblich zu machen; aber die neugierige Mutter stört die Göttin eines Nachts und diese verläßt voller Zorn das Haus. Dasselbe thut Thetis mit dem kleinen Achilleus; auch sie verläßt ihren Gatten Peleus, weil er sie belauscht hat, und Achilleus bleibt sterblich. An dem alten römischen Palilienfest sprang man dreimal durch die Flamme, um sich und dem Vieh Gesundheit für das kommende Jahr zu sichern, ganz wie bei uns durch die Oster- und Johannisfeuer; einen ähnlichen Brauch hat der Bischof Theodoret im fünften Jahrhundert in Syrien vorgefunden. Durch diese Vorstellungen wurde der Boden bereitet für die Aufnahme des zoroastrischen Feuerkultus, den wir von einer merkwürdigen Sekte der römischen Kaiserzeit ausgeübt finden, der er geradezu als das Mittel zur Erlangung der Seligkeit gilt. Auch das Feuer der Unterwelt war ursprünglich reinigend und erst in späterer Umdeutung, die auf das Christenthum übergegangen ist, auch strafend und peinigend.

IV.

Wer eine größere Menge von Zauberanweisungen überschaut, dem muß es auffallen, daß immer dieselben Zahlen wiederkehren; in der That bildet die Beobachtung gewisser Zahlen einen wesentlichen Bestandtheil des Zaubers. Im allgemeinen ist festzustellen, daß nur ungerade Zahlen wirksam sind; so erklärt es sich, daß die Pythagoreer, die manchen alten Volksglauben aufnahmen, die ungerade Zahl für gut und männlich, die gerade für böse und weiblich erklärten, wenn die ungerade Zahl den himmlischen, die gerade den unterirdischen Göttern heilig war; vielleicht hatte deshalb der alte römische Kalender nur Monate von 27, 29 oder 31 Tagen. Den Hennen sollte

man eine ungerade Zahl von Eiern unterlegen, die Zahl der Schafe einer Herde sollte ungleich sein, zu Heilmitteln nimmt man stets eine ungerade Zahl von Beeren, Körnern oder Regenwürmern, einen Verband darf man nach drei oder fünf Tagen abnehmen, einen Heiltrank trinkt man drei oder fünf Tage lang; nur ungerade Tage galten den Aerzten für kritisch.

Unter den einzelnen Zahlen behauptet die Drei den ersten Rang; mit Recht sagt Aristoteles, daß die Drei im Kultus besonders beliebt ist. Horen, Moiren, Eumeniden, Sirenen, Hesperiden, ursprünglich auch die Musen, bilden eine Dreiheit; die unterirdischen Gottheiten, Pluton, Demeter und Kora oder wie sie immer genannt werden, sind in Eleusis wie an anderen Orten unzertrennlich verbunden; im kapitolinischen Tempel werden Juppiter, Juno, Minerva gemeinsam verehrt. Drei Götter ruft man bei Eidschwur und Gebet an, eine Dreizahl von Thieren wird beim Opfer bevorzugt (τριττύς, suovetaurilia). Am deutlichsten tritt das im Todtenkult hervor, in dem wohl der Ursprung der ganzen Vorstellung zu suchen ist: am dritten Tage wird der Todte begraben, am dritten und neunten, manchmal auch am dreißigsten Tage nach der Bestattung finden Todtenopfer statt; drei Tage darf die dem Tode entrissene Alkestis nicht reden, denn solange gehört sie noch den Unterirdischen und ist daher unrein. Drei Tage vor der Ausführung eines Zaubers muß man rein bleiben, dreimal spricht man die Zauberformel und dreimal spuckt man dabei aus, dreimal umschreitet man das Feld bei Bittgang oder Reinigung, dreimal führt man das Opfer um den Altar, dreimal bestreicht oder umschreibt man die kranke Stelle. Aus drei Quellen schöpft man Wasser, um den Baum vor der Sommergluth zu schützen oder die Befleckung von sich abzuwaschen; drei Körner, drei Blätter u. dgl. braucht man zur Bereitung des Heilmittels, drei Tage wendet man es an. Auch die volksthümliche Rede-

wendung dreimal glücklich, dreimal unglücklich darf herangezogen werden.

Nächst der Drei kommen ihre Vielheiten Neun und Siebenundzwanzig in Betracht. Wir finden eine Neunzahl von Musen, Korybanten, Kureten, Telchinen; neun Tage dauern die spartanischen Karneen, ein Apollofest; dabei werden auf neun Plätzen Zelte für je neun Mann errichtet. Alle neun Jahre steigt Minos in die idäische Grotte, um mit Zeus Rathes zu pflegen, neun Jahre dauert die Verwandlung des Werwolfes in der arkadischen Sage (S. 10), ebenso lange muß Apollon zur Sühne für die Tödtung der Pythonschlange dem Admetos dienen, neun Jahre lang werden meineidige Götter in der Unterwelt gestraft. Neun Jünglinge und neun Jungfrauen waren die Stammeltern der illyrischen Völker; bei den Römern finden wir die nundinae, den alle neun Tage stattfindenden Markt, das novemdial, die neuntägige Unreinheit z. B. nach einem Todesfall, und die neun Lampen bei der Hochzeit. Im Zauber wird die Neun ganz ebenso, aber nicht gleich häufig verwendet wie die Drei; daß man Fäden von neunerlei Farbe im Heilzauber verwendet, sei deshalb erwähnt, weil „neunerlei" auch im deutschen Volksglauben von Bedeutung ist.

27 Oelzweige legt Oidipus beim Opfer an die Eumeniden auf den Boden, 27 Tage verweilte man in der idäischen Zeusgrotte. Im römischen Sühnopfer dominirt diese Zahl vollständig: 27 Jungfrauen singen den Bittgesang, 27 Knaben und ebenso viele Mädchen haben das carmen saeculare des Horaz vorgetragen, 27 Stiere werden geschlachtet, 27 Kapellen hatte die römische Argeerprocession zu passiren. Es ist also kein Zufall, daß gerade 27 Wespenstiche tödtlich sein sollen.

Die Sieben spielt ihre Hauptrolle erst seit dem Eindringen der mit den sieben Planeten zusammenhängenden

semitischen Woche im Abendlande; aber daß ihre Geltung älter ist, können schon die altindischen Beispiele und der Apollonkult zeigen. Am 7. Thargelion ist Apollon geboren, sieben Knaben und sieben Mädchen wirken bei seinem Feste in Sikyon mit. Man kannte sieben Weise und auf Rhodos sieben Heliossöhne; je sieben Herden von Rindern und Lämmern weiden dem Helios auf Thrinakia, sieben Kuchen werden dem Zeus auf Kos geopfert; sieben schwarze Bohnen nimmt die römische Zauberin beim Opfer an die Unterweltsgöttin Tacita in den Mund. Dagegen sind nicht volksthümlich die pythagoreischen Spielereien, welche die Siebenzahl der Planeten, der Wochentage, der Töne der Leier u. a. zusammenstellen.

V.

Wir konnten hier nur wenige Seiten des antiken Aberglaubens berühren; aber es wird auch so schon klar geworden sein, daß die breite Masse des griechischen und römischen Volkes an vielen Vorstellungen festgehalten hat, welche den Gebildeten von damals ebenso unsinnig erschienen, wie sie uns heute erscheinen. Man darf die Alten darum nicht schelten. Der Aberglaube ist damals nie ernstlich bekämpft worden; wenn auch einzelne Denker ihre Stimme gegen ihn erhoben, so berührte das die unteren Volksschichten nicht. Das wurde etwas anders, als das Christenthum die Oberhand gewann und alle Reste der heidnischen Weltauffassung mit Energie zu beseitigen trachtete. Schon im vierten Jahrhundert haben sich Konzile und Synoden mit dem Aberglauben beschäftigt und Beschlüsse zu seiner Ausrottung gefaßt; in neuerer Zeit haben Kirche und Schule diese Bestrebungen fortgesetzt. Man kann nicht sagen, daß das allzu viel geholfen hätte; die modernen Griechen und Italiener treiben ziemlich dasselbe, was ihre Vorfahren vor Jahrtausenden getrieben haben. Wenn man sich auf den einseitigen Standpunkt

des Forschers stellte, so könnte man damit ganz zufrieden sein. Denn diese uralten Sitten und Gebräuche liefern uns ein unschätzbares kulturhistorisches Material; sie eröffnen uns Ausblicke in jene dunklen Zeiten, in denen die Vorfahren der modernen Völker sich nicht über den Zustand der Wilden erhoben, auf die wir mit Verachtung herabzusehen gewöhnt sind.

Anmerkungen.

Eine zusammenfassende Darstellung des antiken Aberglaubens giebt es nicht; einzelne Vorstellungen sind meisterhaft behandelt von O. Jahn, Der Aberglaube des bösen Blickes bei den Alten. Berichte der sächs. Gesellsch. d. Wiss., 1855, H. Usener, Italische Mythen, Rhein. Museum 30, und E. Rohde, Psyche, Freiburg 1894. Reichhaltiges Material bei Rieß, Artikel „Aberglaube" und „Amulett" in Pauly-Wissowas Realencyklopädie; Grimm, Deutsche Mythologie, 4. Aufl., Berlin 1875; Liebrecht, Zur Volkskunde, Heilbronn 1879. Die Zaubertexte sind edirt von Parthey, Abh. d. Berl. Akad., 1865; Wessely, Denkschr. d. Wiener Akad., Bd. 36, 42; Dieterich, Neue Jahrb. für Philol., Supplementband 16, und Abraxas, Leipzig 1891. Die Besprechungsformeln hat gesammelt R. Heim, Neue Jahrb. f. Philol., Supplementband 19. Außer auf diese und andere Arbeiten stütze ich mich auf eigene Sammlungen.

S. 6. Das anthropologische Material am besten bei Tylor, Die Anfänge der Kultur, deutsch von Spengel und Poske, Leipzig 1873. Vortrefflich auch Lubbock, Die Entstehung der Civilisation, deutsch von Passow, Jena 1875. Andree, Ethnographische Parallelen und Vergleiche, 2 Bde., Stuttgart 1878, Leipzig 1889. Sehr anregend sind die Arbeiten von Andrew Lang, z. B. Custom and myth, London 1893, und die Monographie von Kohler, Der Ursprung der Melusinensage, Leipzig 1895. Das indische Material bei Oldenberg, Die Religion des Veda, Berlin 1894, und Hillebrandt im Grundriß der indo-arischen Philologie, III 2. Wohin voreilige Verwerthung der ethnologischen Sammlungen führt, zeigt z. B. Gomme, Ethnology in folklore, London 1892, der den unglücklichen Versuch macht, im europäischen Aberglauben arische und vorarische Elemente zu sondern.

S. 9. Ueber Werwolfglauben im Alterthum und Verwandtes handelt W. H. Roscher, Abhandl. d. sächs. Ges. d. Wiss., XVII 3, dessen Erklärung der Erscheinung ich nicht für richtig halte. Vergl. Rhein. Mus. 52.

S. 14. Vergl. Boetticher, Der Baumkultus der Hellenen und Römer, Berlin 1856.

S. 15. Die Stelle über den Stein auf dem Latmos hervorgezogen von Usener, Rhein. Mus. 50, 147.

S. 21. Ueber die Nacktheit im Zauber handelt Weinhold, Abh. d. Berl. Akad. 1896, von dessen Erklärung ich abweiche.

S. 21. Das Fortwirken heidnischer Anschauungen im Christenthum behandeln Dieterich, Nekyia, Leipzig 1893, und Anrich, Das antike Mysterienwesen in seinem Einfluß auf das Christenthum, Göttingen 1894. Zu warnen ist vor Trede, Das Heidenthum in der römischen Kirche, 4 Bde., Gotha 1889.

S. 35. Zur Verwendung der Fackel vergl. Diels, Sibyllinische Blätter, Berlin 1890, S. 47.

S. 38. Ueber 3, 9 und 27 Diels, a. a. O. 40 ff.



